

Busch, B. (2015). Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung: Zum Konzept des Spracherlebens. Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes: Sprache als soziale Praxis im Kontext von Heterogenität, Differenz und Ungleichheit. A. Schnitzer and R. Mörgen. Weinheim, Basel, Beltz Juventa: 49–66.

Brigitta Busch

Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung

Zum Konzept des Spracherlebens¹

1. Einleitung

Jede Verlagerung des Lebensmittelpunktes – ob innerhalb eines Landes oder von einem Land oder Kontinent in einen anderen – ist mit einem Wechsel der Lebenswelt verbunden, an der man sich orientiert, und gleichzeitig mit einem Wechsel des sprachlichen Umfelds, mit dessen Praktiken, Diskursen und Regeln man vertraut ist. Unter günstigen Voraussetzungen kann ein solcher Wechsel als Herausforderung erfahren werden, durch die sich neue Horizonte auf tun, neue Möglichkeiten, sich als Sprecher oder Sprecherin zu entfalten. Orts- und Sprachwechsel können unter ungünstigeren Bedingungen aber auch als Belastung oder anhaltender emotionaler Stress erlebt werden – bis hin zur Traumatisierung oder zum erneuten Aufbrechen eines früheren Traumas. Dies kann besonders dann der Fall sein, wenn es sich um eine ungewollte Emigration handelt und wenn die Situation nach der Emigration weiter als prekär, ungewiss oder gar feindselig erlebt wird (Kogan 2005). Die zugrundeliegende Erfahrung, dass das eigene, ‚mitgebrachte‘ sprachliche Repertoire nicht mehr ‚passt‘, so der Leitgedanke dieses Beitrags, ist eine, die – wenn auch in sehr abgeschwächter Form – von allen Sprecher_innen geteilt wird.

Der biographische Zugang in der Mehrsprachigkeitsforschung, an dem sich dieser Beitrag orientiert, nimmt nicht einzelne Sprachen oder Varietäten als Ausgangspunkt, sondern die Erlebensperspektive mehrsprachiger Menschen. Im Vordergrund steht dabei nicht die Frage, über wie viele und über welche Sprachen oder Varietäten Sprecher_innen verfügen oder wie ‚kompetent‘ sie in ihrer L_1 , L_2 oder L_n sind. Vielmehr geht es darum, dass

¹ Dieser Beitrag stützt sich z. T. auf frühere Veröffentlichungen, insbesondere auf *Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig* (2012) und *Mehrsprachigkeit* (2013).

in die andere ist vorherbestimmt und geschieht unbewußt, wie der Gang von einem Zimmer ins andere. Diese Sprachen treffen in seinem Bewußtsein nicht aufeinander; er versucht nicht sie aufeinander zu beziehen, versucht nicht, eine seiner Sprachen mit den Augen einer anderen zu betrachten. (1979, S. 187)

Die Frage, der ich nachgehen will, ist, welche Irritationen hervorgerufen werden können, wenn man statt in einem gewohnten Zimmer unvermittelt und orientierungslos in einem unbekannten Raum steht und sich dessen gewahr wird, dass das mitgebrachte sprachliche Repertoire nicht oder nicht ganz ‚passt‘. Ich greife dazu bewusst ein Beispiel heraus, das nicht von Mehrsprachigkeit im klassischen Sinn handelt. Verfasst wurde der Text, um den es geht, im Rahmen einer Lehrveranstaltung von einer Studentin, die zunächst davon ausging, ihre Sprachbiographie sei eher ‚langweilig‘, da sie einsprachig aufgewachsen sei. Ich greife daraus eine Stelle heraus, in der die Studentin sich an ihre Kindheit erinnert und den Moment des Schulwechsels vom Dorf in das in der Landeshauptstadt gelegene Gymnasium als jenen schildert, wo sie sich zum ersten Mal bewusst als sprachlich nicht zugehörig erlebt:

Es war eine sehr hierarchisch strukturierte Klasse, die meisten Schülerinnen kamen aus eher ‚höheren Schichten‘ und gegenüber manchem ‚landeshauptstädtischen Hochdeutsch‘ kam ich mir mit meiner ländlichen Umgangssprache sehr unsicher und ein wenig defizitär vor.

Sprecher_innen haben in unterschiedlichen Lebensabschnitten, in unterschiedlichen Momenten ihres Alltags oder (etwa unter Zuhilfenahme digitaler Kommunikationsmittel) auch simultan an mehreren Räumen teil, die sozial und sprachlich unterschiedlich verfasst sind – im Fall der Schülerin sind das unter anderem das Dorf, die Stadt, die Familie, die Schule. In jedem dieser Räume gelten andere Regeln und Gewohnheiten des Sprachgebrauchs, sie werden durch unterschiedliche Sprachregime konstituiert. Die Frage, um die es uns geht, lautet demnach: Was passiert, wenn Sprecher_innen aus einem Raum, mit dessen sozialen Regeln und mit dessen ‚Sprache‘ sie vertraut sind, in einen Raum eintreten, in dem dies nicht der Fall ist? Wir wollen uns dieser Frage in drei Schritten annähern: Erstens, wie ist ihr sprachliches Repertoire konstituiert, welches sprachliche ‚Geäck‘ bringen sie als Sprecher_innen mit, wenn sie den Raum betreten? Zweitens, wie werden Sprecher_innen durch Diskurse über Sprache und Sprechweisen bzw. durch Sprachideologien, die den Raum prägen, positioniert und wie positionieren sie sich selbst gegenüber diesen Diskursen? Und drittens, mit welchen Gefühlen und körperlichen Empfindungen erleben sie

sich – durch die Augen der anderen – in solchen Situationen selbst als Sprecher oder Sprecherin? Im Folgenden wird weitgehend am Beispiel der Schülerin festgehalten, um nacheinander drei im biographischen Zugang grundlegende Konzepte zu entwickeln und miteinander in Verbindung zu setzen: Sprachrepertoire, Sprachideologien und Spracherleben.

2. Das sprachliche Repertoire

Dass sie so etwas wie ein sprachliches Repertoire haben, wird Sprecher_innen meist erst dann bewusst, wenn ihnen vermittelt wird, dass sie von ihrer Umgebung als ‚anderssprachig‘ wahrgenommen werden – in unserem Beispiel die Schülerin mit ihrer „ländlichen Umgangssprache“ im städtischen Umfeld des Gymnasiums. Im gewohnten Alltag gibt das Repertoire habituierte sprachliche Verhaltensmuster vor, deren sich die Betroffenen selbst kaum bewusst werden.

Das Konzept des sprachlichen Repertoires geht auf den Anthropologen und Linguisten John Gumperz zurück. Gumperz (1964) entwickelt diesen Begriff auf der Grundlage seiner Forschung in zwei ländlichen Gemeinden mittlerer Größe, die eine in Indien, die andere in Norwegen. Als Rahmen für seine Analyse nimmt Gumperz die Sprechgemeinschaft, die er nicht essentialistisch definiert, sondern als eine, die sich durch regelmäßige Interaktion über einen längeren Zeitraum konstituiert.

Das sprachliche Repertoire, sagt Gumperz (1964, S. 138), „contains all the accepted ways of formulating messages. It provides the weapons of everyday communication. Speakers choose among this arsenal in accordance with the meanings they wish to convey.“ Das Repertoire wird als ein Ganzes begriffen, das jene Sprachen, Dialekte, Stile, Register, Codes und Routinen einschließt, die die Interaktion im Alltag charakterisieren. Gumperz zufolge obliegt es den einzelnen Sprecher_innen, eine Entscheidung in Bezug auf den Einsatz sprachlicher Mittel zu treffen, aber diese Wahlfreiheit ist sowohl grammatikalischen als auch sozialen Zwängen unterworfen. Sie ist begrenzt durch allgemein anerkannte Konventionen, die dazu dienen, Arten des Ausdrucks als informell, technisch, literarisch, humorvoll usw. zu klassifizieren. „The social etiquette of language choice is learned along with grammatical rules and once internalized it becomes a part of our linguistic equipment“ (ebd.). Gumperz ging in seiner Konzeption des Sprachrepertoires in den 1960er-Jahren davon aus, dass die einzelnen Sprecher_innen an relativ stabilen Sprechgemeinschaften teilhaben, fügt aber hinzu: „[S]tylistic choice becomes a problem when we are away from our accustomed social surroundings“ (ebd.). Ihm selbst, der 1939 aus Deutschland in die USA emigrieren musste, war die Erfahrung des sprachlichen *displacement* keineswegs fremd.

Im Gegensatz zu traditionellen soziolinguistischen Vorstellungen, wonach bestimmte Sprechweisen auf die Zugehörigkeit zu bestimmten regionalen oder sozialen Gruppen wie ein Signifikant auf ein Signifikat verweisen, bricht Gumperz' Konzept mit solchen Gleichsetzungen. Obwohl internalisiert und keineswegs beliebig, wird das sprachliche Repertoire als prinzipiell offen verstanden, als Möglichkeit zur Positionierung, die Sprecher_innen in situiereten Interaktionen vornehmen. Dies erklärt neben der Vorstellung, dass das Repertoire über einzelne Sprachen oder Dialekte hinweg ein Ganzes bildet, aus dem die Sprecher_innen situativ schöpfen, auch, warum in der aktuellen Soziolinguistik wieder vermehrt auf das Repertoirekonzept zurückgegriffen wird. Dies ist besonders der Fall, wenn es um die Analyse sprachlicher Praktiken wie *language crossing* (Rampton 1995) oder *translanguaging* (García 2009; Blackledge/Creese 2010; Wei 2011) geht, in denen Sprecher_innen als Mittel der Stilisierung auf heteroglossische Ressourcen zurückgreifen. Einige Autor_innen weisen auf die Notwendigkeit hin, das Gumperz'sche Repertoirekonzept angesichts der durch Mobilität, Migration und transnationale Netzwerke charakterisierten Globalisierungsprozesse zu aktualisieren (Pennycook 2009; Blackledge/Creese 2010; Wei 2011). Jan Blommaert (2008) führt am Beispiel eines Flüchtlings aus Ruanda aus, dass sprachliche Repertoires nicht nur raum-, sondern auch zeitbezogen sind, also nicht primär über den Geburtsort einer Person Auskunft geben, sondern über ihren Lebensweg, nicht über einen als beständig gedachten geographischen Raum, sondern über soziopolitische Veränderungen und Brüche, die den Raum umgestalten: „The fact is, however, that someone's linguistic repertoire reflects a life, and not just birth, and it is a life that is lived in a real sociocultural, historical and political space“ (ebd., S. 17).

Gumperz' bis heute maßgebliche Konzeption des sprachlichen Repertoires ist in der *linguistic anthropology* und der interaktionalen Linguistik verankert, d.h. sie stützt sich auf die Beobachtung sprachlicher Interaktion. Aus der Außenperspektive des Forschers steht das beobachtbare sprachliche Verhalten im Vordergrund, der Fokus liegt auf Regeln und Konventionen kommunikativer Interaktion, die erlernt, befolgt und gelegentlich durchbrochen werden. Dass Gumperz das Sprachrepertoire eher in einer Sprechgemeinschaft verortet als im sprechenden Subjekt, lässt sich zum Teil damit erklären, dass aus interaktionaler Sicht das Subjekt keine stabile Kategorie bildet, sondern in der Interaktion mit und im Verhältnis zu anderen ständig von Neuem (ko-)konstruiert wird. Gumperz (2001, S. 37) selbst räumte später allerdings ein, dass er in seinen früheren Arbeiten die Rolle von Sprachideologien und deren Einfluss auf internalisiertes Hintergrundwissen und sprachliche Interaktionsprozesse unterschätzt hat. Ich möchte im Folgenden darlegen, dass der auf Beobachtung begründete interaktionale Zugang – so wichtig er ist – nicht ausreicht, um das sprachliche Repertoire, mit

dessen Hilfe sich eine Person in Bezug zu ihrer sozialen Umwelt setzt, in seiner Komplexität zu fassen, und dass das Repertoirekonzept zumindest um zwei Dimensionen zu erweitern wäre: jene der Sprachideologien und jene des Spracherlebens.

3. Sprachideologien oder Diskurse über Sprache und Sprechen

Erinnern wir uns erneut an die Schilderung des Übertritts der Schülerin von der ländlichen Schule ins städtische Gymnasium. Aufgrund ihrer Sprechweise, so erzählt die Verfasserin, wurde sie als Schülerin von jenen Mitschüler_innen aus höheren Schichten, die in der Klasse den Ton angaben, als nicht ihrer Gruppe zugehörig identifiziert und gewissermaßen der Kategorie der Anderen, jener mit einer ländlichen Sprache, zugeschlagen. Sie erinnert sich, dass sie sich nun selbst als „ein wenig defizitär“ vorkam. Die Verfasserin nimmt die Klasse im Rückblick als „sehr hierarchisch strukturiert“ wahr. Der Mechanismus, mit dem die Schüler_innen aus „höheren Schichten“ offenbar ihre Stellung festigen, ist ein doppelter: Einerseits über Diskurse, indem sie „ländliche“ oder anderweitig „unangemessene“ Sprachpraktiken ihrer Mitschüler_innen abwerten, andererseits mittels sprachlicher Distinktion, d.h. durch Verwendung eines „landeshauptstädtischen Hochdeutschs“.

Zwei Dinge werden an diesem Beispiel deutlich: Erstens hat die sprachideologische Identifizierung der Schüler_in durch andere zur Folge, dass sie sich nun selbst als einer bestimmten Kategorie zugehörig wahrnimmt, erst dadurch, „erfährt“ sie, dass sie „eine vom Land“ ist. Unterschiede in der Aussprache werden im Sinne eines Shibboleth⁵ zum Kriterium für Zugehörigkeit oder Ausschluss. Und zweitens beeinflusst die (negative) Bewertung ihrer sprachlichen Ressourcen durch andere ihre eigene Selbstwahrnehmung als eine „defizitäre“ Sprecherin.

Damit, wie soziale Distinktion mittels Sprache im Zuge der Sozialisation erlernt wird und sich in den Körper bzw. in den Habitus einer Person einschreibt, hat sich Pierre Bourdieu (1990) beschäftigt. Er zeigt, auf welche

5 In der Sprachwissenschaft versteht man unter Shibboleth eine sprachliche Differenz, die nicht bedeutungstragend ist, aber durch die jemand einer bestimmten sozialen Gruppe oder Region zugeordnet wird. Der Begriff Shibboleth, das hebräische Wort für Getreideähre, bezieht sich auf das alttestamentarische Buch der Richter (12, 5–6), in dem erzählt wird, wie dieses Wort als Kennwort verwendet wurde: Wer es als „Shibboleth“ aussprach, wurde als flüchtender Ephraimit identifiziert und getötet; passieren durfte nur, wer das „Sch“ aussprechen konnte.

Weise soziale und politische Machtbeziehungen mit Hilfe von sprachlicher Distinktion und Sprachideologien produziert und reproduziert werden. Entscheidend für die Wirksamkeit solcher Mechanismen ist, dass sie nicht nur von außen auf die Einzelnen einwirken, sondern von diesen verinnerlicht werden, sodass die Unterordnung unter Vorstellungen, wie die Welt beschaffen ist und wie Kategorien des Denkens oder Fühlens gebildet werden, quasi unbemerkt und freiwillig erfolgt und diese als natürlich und selbstverständlich aufgefasset werden.

Als Erklärung, wie es zu solcher freiwilligen Unterordnung kommt, wird in postmarxistischen und poststrukturalistisch orientierten Ansätzen, wie sie etwa von Louis Althusser oder Michel Foucault vertreten wurden, postuliert, dass das Subjekt nicht gegeben ist, sondern durch gesellschaftliche Diskurse konstituiert wird, die ihm sagen wer es ist, wie es denkt, fühlt und spricht. Diesem Ansatz folgt auch Judith Butler, die in ihren Arbeiten zu Gender, Diskriminierung, Macht und Performativität von der Ambiguität des Subjektbegriffs ausgeht, der zufolge das Subjekt nicht primär ein handelndes ist, sondern ein unterworfenes, wobei die Unterwerfung unter die Macht bereits vorhandener Diskurse, bereits gesprochener Sprache, dem Agieren vorangeht. Subjekt wird man durch die stets wiederholte Zuordnung zu vorgegebenen identitären Kategorien. Jede solche Anerkennung ist zugleich ein Verkennen, weil sie Heterogenes und Uneindeutiges auf Entweder-oder-Kategorien reduziert. Die Konstitution des Subjekts durch die diskursive, performative Macht der Sprache prägt Butler zufolge das Denken, das Sprechen, das Fühlen und sogar die Körperlichkeit. Butler (2006, S. 206 f.) hebt besonders den normativen Aspekt von Sprache hervor, dem sie eine performative Macht zuschreibt: Der Eintritt in das System der Sprache übt, wie Butler in Anlehnung an Foucault sagt, eine „produktive“ Zensur aus, die sowohl das Subjekt konstituiert als auch die legitimen Grenzen des Sprechens. Diese primäre Zensur, der Eintritt des Subjekts in die Normativität von Sprache, wird, so fügt sie hinzu, „erneut im Politischen aufgerufen, wenn die Fähigkeit zu sprechen erneut zur Überlebensbedingung für das Subjekt wird“ (ebd., S. 207).

Die ursprüngliche Konstitution des Subjekts in der Sprache, so könnte man dies verstehen, erfolgt gewissermaßen, unbemerkt, indem das Kind die (grammatischen und diskursiven) Regeln der Sprache übernimmt und die von ihnen ausgeübte ‚Zensur‘ internalisiert. Als krisenhaft wird diese Zensur dann erfahren, wenn die Existenzbedingungen des Subjekts in Frage gestellt werden, wenn man darum fürchten muss, dass einem die Subjektqualität aberkannt und die Fähigkeit zu sprechen abgesprochen wird. Butler führt das am Beispiel einer Regelung in der US-Armee aus, der zufolge Homosexualität zwar nicht verboten war, wohl aber das Bekenntnis zur Homosexualität. Eine Verweigerung des Status als Subjekt kommt letzt-

lich in fast allen Situationen von Rechtslosigkeit, Diskriminierung, Herabsetzung, Zugangsverweigerung und Prekarität zum Tragen. Eine solcherart als Krise erlebte Situation kann beispielsweise auch eintreten, wenn (mit unterschiedlichen Sprachen verbundene) Diskurse, die einem sagen, wer man ist und wie man zu sprechen hat, miteinander in Widerstreit geraten und jede dieser Ideologien für sich Loyalität beansprucht. Das wird von Betroffenen nicht selten als Angst geschildert, eine Sprache zugunsten der anderen zu verraten (Busch/Busch 2013).

So problematisch Kategorisierungen sind, weil sie immer auf Ausschlüssen und auf einem diskursiv konstituierten Entweder-Oder beruhen, so kommt man ohne Kategorien nicht aus. Wer zum Beispiel von einer unbekannten Person angerufen wird, nimmt aufgrund der Sprache unwillkürlich eine ganze Serie von Kategorisierungen vor – Geschlecht, Alter, Herkunft, Bildung, sozialer Status usw. Diese Identifizierung *in situ* beeinflusst, meist ohne dass man es merkt, auch die eigene Sprachwahl. Aber Kategorisierungen sind nie unschuldig. Über Sprachideologien werden soziale, ethnische, nationale und andere Zugehörigkeiten und Ausschlüsse konstruiert. Sie haben wesentlich Einfluss darauf, ob man sich in einer Sprache, die man spricht, anerkannt fühlt, ob man sie vor anderen zu verbergen oder sich ihrer gar zu entledigen trachtet. Persönliche Spracheinstellungen werden maßgeblich dadurch bestimmt, welcher Wert einer Sprache oder einer Varietät in einem bestimmten sozialen Raum zugemessen wird. In Bezug auf das sprachliche Repertoire bedeutet dies, dass die als einschränkend oder ausgrenzend erlebte Macht sprachlicher Kategorisierungen besonders dann wahrgenommen wird, wenn Sprache nicht wie selbstverständlich zur Verfügung steht, wenn Menschen zum Beispiel nicht als legitime Sprecher_innen einer bestimmten Sprache oder Sprechweise anerkannt werden oder sich selbst nicht als solche wahrnehmen. Das kann nicht nur dann der Fall sein, wenn sie – wie im Fall der oben zitierten Schülerin – einen sozialen Raum betreten, mit dessen sprachlichen Praktiken und Regeln sie nicht vertraut sind, sondern auch dann, wenn Räume, die ihnen vertraut waren, neu konfiguriert werden und damit einhergehend innerhalb kurzer Zeit ihr sprachliches Regime verändern. Solche Situationen können eintreten, wenn es, wie zum Beispiel nach Vereinigung der DDR mit der Bundesrepublik Deutschland, nach dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawien oder nach dem Ende der Apartheid in Südafrika, zu neuen Grenzziehungen oder politischen Umbrüchen kommt, die mit einer Umwertung von Sprachideologien verbunden sind. So führte im Raum des früheren Jugoslawien der Zerfall der Föderation Anfang der 1990er-Jahre nicht nur zur Entstehung neuer Nationalstaaten, sondern auch zu einer sprachpolitischen Umorientierung, wobei anstelle der bis dahin gemeinsamen serbokroatischen Sprache eine Reihe neuer Nationalsprachen proklamiert wurden – Bosnisch, Kroatisch, Ser-

bisch und Montenegrinisch. Mit Hilfe neuer Wörterbücher und präskriptiver Diskurse über richtigen Sprachgebrauch versuchte man, Differenzen zwischen den neu proklamierten Sprachen zu betonen und zu verfestigen. Solche Veränderungen zwingen Sprecher_innen, sich gegenüber den veränderten sprachlichen Kategorisierungen neu zu positionieren, umso mehr wenn ihnen ein Bekenntnis zu einer ‚neuen Muttersprache‘ als Loyalitätsbeweis abverlangt wird (Busch 2010).

Bezogen auf das Sprachrepertoire ermöglicht der postmarxistische oder poststrukturalistische Blickwinkel ein Verständnis dafür, welche Macht bereits etablierte diskursive Kategorisierungen auf das sprechende Subjekt ausüben: Erst durch Diskurse, die uns in der zweiten Person ‚ansprechen‘, die uns sagen, wer wir sind und wie wir uns von anderen unterscheiden, werden wir als sprechende Subjekte konstituiert. Um zu verstehen, wie Sprachideologien beziehungsweise Diskurse über Sprache und Sprechen internalisiert oder ‚einverleibt‘ werden, wie sie zu persönlichen Spracheinstellungen gerinnen, bedarf es eines nochmaligen Blickwechsels hin zur Erlebensperspektive in der ersten Person – ein Blickwechsel, der im Folgenden mit Hilfe eines phänomenologischen Ansatzes unternommen werden soll.

4. Das Konzept des Spracherlebens

Die Subjektperspektive ermöglicht es, die biographische Dimension des sprachlichen Repertoires in den Blick zu nehmen, also nachzuvollziehen, wie das Repertoire sich prozesshaft von Kindheit an entlang des Lebenswegs entwickelt und verändert. Was uns hier interessiert, ist weniger, wie entlang der Zeitschneise sprachliche Kompetenzen erworben und aneinandergereiht werden, als nachzeichnen zu können, wie sich einschneidende oder sich wiederholende Situationen der Interaktion mit anderen über das emotionale und körperliche Erleben in Form von expliziten und impliziten sprachlichen Einstellungen und habitualisierten Handlungsmustern im Repertoire verankern. Erst wenn wir Sprache nicht auf ihre kognitive und instrumentale Dimension reduzieren, sondern ihrem essenziell intersubjektiven, sozialen Charakter und ihrer leiblich-emotionalen Dimension Rechnung tragen, können Fragen nach persönlichen Sprachattitüden adäquat gestellt werden, also zum Beispiel warum Menschen eine Sprache, die ihnen geläufig war, in einer bestimmten Lebenssituation aufgeben, warum sie bestimmte Sprachen oder Sprechweisen begehren, andere ablehnen, wieder anderen gleichgültig begegnen.

Das hier vorgestellte Konzept des Spracherlebens greift maßgeblich auf die Phänomenologie der Wahrnehmung zurück, wie sie der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty in den 1940er-Jahren entwickelt hat,

weil diese den Blick auf die oft vernachlässigte körperliche und emotionale Dimension des Erlebens und des Sprechens öffnet. In Anlehnung an Husserl sieht Merleau-Ponty (2009, S. 120) die Grundlegung des Subjekts im leiblichen Sein. Unser Leib, sagt er, ist immer mit uns da. Er situiert und verortet das Subjekt in der Welt. Merleau-Ponty unterscheidet dabei begrifflich zwischen dem Körper (*corps physique*) als einem Objekt, das beobachtbar und messbar ist, und dem Leib (*corps vivant*) als Subjekt des Wahrnehmens, Fühlens, Erlebens, Agierens und Interagierens. Die Ambiguität des Leib-Körpers als ein zugleich Beobachtender und Beobachteter, als ein Berührender und Berührter veranschaulicht er am Beispiel der linken Subjekt-Hand, die die rechte Objekt-Hand erstastet.

Interessanterweise finden wir diese Ambiguität auch in der Erzählung der eingangs vorgestellten Studentin wieder, die vom Spracherleben in ihrer Kindheit berichtet. Im Bestreben, den Erwartungen der neuen Umgebung entgegenzukommen, habe sie sich bemüht „Hochdeutsch“ zu sprechen. „Ich erinnere mich noch heute“, schreibt sie, „wie ich mir quasi selbst von außen beim Reden zuhörte und mich wie eine Schauspielerin fühlte, so unecht kam mir mein Reden vor.“ In dieser Situation erlebt sie sich durch die Augen oder die Ohren der anderen als eine Beobachtete, als ein Objekt. Die sprachliche Anpassungsleistung, die die Schülerin in der Hoffnung erbringt, in den Augen dieser anderen nicht mehr als anders wahrgenommen zu werden, hat zur Folge, dass sie sich nun selbst als eine andere, als Fremde wahrnimmt.

Die Bewegung des Leibes ist Merleau-Ponty zufolge die Basis des Vermögens, sich in Bezug zur Welt zu setzen, sich auf sie einzulassen. Die Hand, die nach einem Gegenstand greift, ‚weiß‘, wonach und wohin sie greift, auch ohne dass das Bewusstsein die Punkte, die die Hand durchläuft, in einem Raum-Zeit-Diagramm berechnen müsste. Eine Bewegung wird erlernt, indem der Leib sie „kapiert“, indem er sie sich einverleibt. Nicht das „ich denke“ (*je pense*) steht Merleau-Ponty zufolge am Anfang unseres Zur-Welt-Seins, sondern ein „ich vermag“ (*je peux*) (Merleau-Ponty 2009, S. 171).

Die Relevanz dieses Ansatzes für das Verständnis des sprachlichen Repertoires ergibt sich daraus, dass auch das Sprechen wie Merleau-Ponty (ebd., S. 214 ff.) ausführt, zunächst leiblich begründet ist. Wie die Gestik und wie die Emotion ist Sprache zuerst und vor allem ein Sich-in-Bezug-Setzen, eine Projektion hin zum Anderen – erst dann auch ein kognitiver Akt von Repräsentation und Symbolisierung. Die leiblich-gestische Dimension des Sprechens, die Merleau-Ponty (ebd., S. 238) mit dem Begriff *parole parlante* [sprechende Sprache] fasst, geht dem voraus, was er als *parole parlée* [gesprochenen Sprache] bezeichnet und worunter er sprachliche Konventionen und Sedimentierung versteht. „Sprache und Worte tragen

also in sich eine erste Bedeutungsschicht, die ihnen unmittelbar anhängt, den Gedanken aber nicht so als begriffliche Aussage, sondern als Stil, als affektiven Wert, als existentielle Gebärde mittelt“ (Merleau-Ponty 1966, S. 216). Sprache ist ihm zufolge in der leiblich-emotionalen Gestik verankert, sie ist Teil der Intersubjektivität, also der Projektion von einem Ich zu einem Du, und gehört damit zu dem Bereich, den Merleau-Ponty als den der Zwischenleiblichkeit bezeichnet.

Bezogen auf das sprachliche Repertoire ist im Besonderen auch das Konzept des Leibgedächtnisses von Interesse, wie es, auf Merleau-Ponty aufbauend, von Thomas Fuchs (2011, S. 91) weiterentwickelt wird, der sich mit den phänomenologischen Grundlagen der Psychopathologie und Psychotherapie auseinandersetzt. Fuchs führt aus, wie im Leibgedächtnis die in der Vergangenheit erlebten Situationen und Handlungen miteinander verschmelzen und durch Wiederholung und Überlagerung eine Struktur, einen Stil herausbilden, die dem Subjekt anhaften – meist ohne dass dieses selbst sich dessen gewahr wird. Das Leibgedächtnis bildet Fuchs zufolge ein Ensemble an Prädispositionen und Potenzialen, die Welt wahrzunehmen, zu handeln, zu begehren, zu kommunizieren. Es fungiert als intersubjektives System, in dem von Kindheit an, leibliche Interaktionsmuster etabliert und ständig fortgeschrieben werden. Wenn man Sprache als Teil eines solchen Leibgedächtnisses auffasst, dann wird es möglich, das Repertoire in einer biographischen Dimension zu verstehen, als eine Struktur, in der vergangenes Erleben spezifischer Interaktionssituationen ebenso wie daraus abgeleitete sprachliche Alltagspraktiken ihre Spuren hinterlassen haben, eine Struktur, die im gegenwärtigen sprachlichen Fühlen, Interpretieren und Handeln ständig mit präsent und zugleich nach vorn gerichtet ist, auf das was bevorsteht und worauf man sich einstellt.

Zentral in diesem Prozess des Einschreibens in das Leibgedächtnis ist also das emotional besetzte Erleben von Situationen der Interaktion mit anderen. Typischerweise geht es um Situationen die irritieren, weil die sprachlichen Ressourcen – gewissermaßen das linguistische Kapital – der Beteiligten als ungleich wahrgenommen werden. Das kann, wie aus zahlreichen sprachbiographischen Texten hervorgeht (Busch/Busch 2008), insbesondere dann der Fall sein, wenn Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung nicht als kongruent erlebt werden, wenn man sich aufgrund einer Sprache bzw. einer bestimmter Sprechweise als einer Gruppe zugehörig oder als von ihr ausgeschlossen erlebt oder wenn eigenes sprachliches Handeln mit dem Erleben von Macht oder von Ohnmacht verbunden ist. Diese drei Formen des Erlebens sprachlicher Ungleichheit, die man als Schlüssel Erfahrungen von Mehrsprachigkeit oder, besser noch, von Heteroglossie bezeichnen könnte, lassen sich im Übrigen auch in der Geschichte

des Schulwechsels vom Land in die Stadt ausmachen, die uns als Beispiel dient.

„Falsche Sprache“ und Scham

Ein Gefühl, das im Zusammenhang mit Mehrsprachigkeit in Biographien nicht selten erwähnt wird, ist jenes der Scham, die aufkommt, weil man ein ‚falsches‘ Wort, einen ‚falschen‘ Ton erwischt hat, mit einem ‚falschen‘, einem deplatzierten Akzent spricht. Beschrieben wird dies oft als Gefühl, alle Blicke auf sich zu ziehen, oder als Wunsch, in den Boden zu versinken. Es resultiert in einer Lähmung, die die eigene Handlungsmöglichkeit jäh unterbricht. Das Gefühl der Scham tritt überrallartig auf und wird in aller Heftigkeit leiblich erfahren. Nähert man sich einer Analyse des Schamgefühls Demmerling und Landweer (2007, S. 219 ff.) folgend aus einer intersubjektiven Perspektive, so ist der Normverstoß, der dem Gefühl zugrunde liegt, zentral. Man schämt sich für die Übertretung oder Missachtung einer Norm, eines Standards, eines Ideals, man schämt sich vor jemandem oder, weil man sich die Normen bereits zu Eigen gemacht hat, auch ‚nur‘ vor sich selbst. Der Begriff der Norm macht dabei deutlich, dass die Definition von Sachverhalten, die schambehaftet sind, nicht allgemeingültig, sondern gesellschaftlich-historisch bedingt ist. Das Entstehen des Schamgefühls beruht auf einem Perspektivenwechsel: Die Person, die als Subjekt-Leib (*corps vivant*) in eine Handlung verstrickt ist, über die sie sich zunächst keine Gedanken macht, nimmt plötzlich eine Außensicht auf sich selbst als einen Objekt-Körper (*corps physique*) ein, wodurch sie ihre eigene Handlung in einem anderen Licht sieht, nämlich als Normübertretung. Dieser Perspektivenwechsel kann im Zusammenhang mit Sprache beispielsweise dadurch ausgelöst werden, dass man Anzeichen von Irritation beim Gegenüber bemerkt.

Intensive Schamsituationen wirken sich, so Demmerling und Landweer (2007, S. 220), auf das Selbstbild der Person aus, die sich schämt. Die Scham vor sich selbst stellt die intensivste Schamerfahrung dar, bleibt besonders lang im Gedächtnis haften, weil sie sich auf Normen bezieht, von denen sich derjenige, der gegen sie verstoßen hat, nicht distanzieren kann. Eine Häufung von Schamsituationen kann sich zu Dispositionen oder Haltungen wie Minderwertigkeitsgefühlen oder Schüchternheit verdichten. Bezogen auf Spracherleben, kann sich das beispielsweise darin äußern, dass man eine mit geringem Prestige ausgestattete Minderheitensprache nicht mehr in der Öffentlichkeit spricht, sie überhaupt aufgibt oder jedes öffentliche Sprechen, egal in welcher Sprache, vermeidet. Übergänge zu anderen Gefühlen

können sich plötzlich vollziehen, wie etwa von Scham zu Angst (z. B. vor Sanktionen) oder von Scham zu Zorn.

Was hier am Beispiel der Scham dargelegt wurde, ließe sich für jede Form einer mit Interaktionen verbundenen Emotion ausführen. Aus phänomenologischer Sicht können sich Gefühle nicht nur in Form physischer Symptome äußern, sondern sind selbst als leibliche Geste (hin zum anderen) zu begreifen. Hermann Schmitz (1989, zit. nach Dennerling and Landweer 2007, S. 22) unterscheidet dabei zwischen Gefühlen der Engung und der Weitung, also zwischen Gesten, mit denen man sich gegenüber der Welt verschließt, und solchen, mit denen man sich zu ihr öffnet. Gesten der Schließung sind häufig von momentanem Verstummen oder einem lang anhaltenden Rückzug ins Schweigen begleitet, wobei das Schweigen im Verlauf der Zeit seine Funktion ändern kann: schamhaftes oder verängstigtes Schweigen, Schweigen als Rückzugsort, Schweigen als Zeichen des Trotzes oder im Gefühl der Überlegenheit. Julia Kristeva (1990) hat diesen vielschichtigen „Schweigen des Polyglotten“, wie sie es nennt, in ihrem Buch „Fremde sind wir uns selbst“ ein eigenes, faszinierendes Kapitel gewidmet.

Solche Gesten der Engung oder des Sich-Verschließens können Folgen belastenden oder traumatischen Erlebens sein. In extremen Fällen dieser Art, sagt Merleau-Ponty (1966, S. 197), „hat sich die Bewegung auf die Zukunft, die lebendige Gegenwart oder auf die Vergangenheit hin und das Vermögen zu lernen, zu reifen, mit Anderen in Kommunikation zu treten, gleichsam festgefahren in einem leiblichen Symptom, die Existenz hat sich verknotet, der Leib ist zum ‚Schlupfwinkel des Seins‘ geworden.“ Erst eine neuerliche Öffnung hin zur Welt kann den Knoten lösen:

Die Erinnerung oder die Stimme finden sich wieder, wenn der Leib sich von neuem dem Anderen oder der Vergangenheit öffnet, sich von der Koexistenz durchströmen läßt und neuerlich über sich selbst hinaus (im aktiven Sinne) bedeutend wird. (ebd.)

Erst nach und nach setzt sich in der Sprachlehr- und -lernforschung die Einsicht durch, dass Sprachenlernen nicht nur ein kognitiver Prozess ist, sondern dass emotional positiv besetztes Spracherleben, die Möglichkeit, sich als Sprecher_in der neuen Sprache zu projizieren, zum Beispiel für die Aneignung einer neuen Sprache, von entscheidender Bedeutung ist (Kramsch 2009).

Auch wenn sich Spracherleben entlang des gesamten Lebenswegs in das sprachliche Leibgedächtnis eingraviert, so scheint der vorsprachlichen – durch Gesten, Mimik, Laute oder Rhythmen vermittelten – körperlich-emotionalen Interaktion zwischen dem Kleinkind und seinen Bezugspersonen eine besondere Bedeutung zuzukommen. Julia Kristeva (2002, S. 101) hat auf die Bedeutung dieser vorsprachlichen Interaktion zwischen Mutter

und Kind hingewiesen, die eine mit dem Vor- oder Unbewussten, dem Leiblich-Affektiven verbundene Dimension der Sprache bildet, die sie im Unterschied zur symbolischen Funktion der Sprache als semiotisch bezeichnet: Sie ist durch Klang und Rhythmik, durch Heterogenität gegenüber Sinn und Bedeutung, durch Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit charakterisiert. Residuen des Semiotischen macht Kristeva unter anderem im „psychotischen Diskurs“ aus, wenn das Subjekt durch den Zerfall der sinngebenden Funktion bedroht ist. Präsent sieht sie sie aber auch in dem, was sie als poetische Sprache bezeichnet: das spielerisch-imaginative Unterlaufen und Außer-Kraft-Setzen der Gerechtigkeit und Normativität von Sprache.

Solche Ressourcen können ein bedeutsames Potenzial darstellen, auf das nicht zuletzt in sprachlichen Krisensituationen zurückgegriffen werden kann (Busch 2010). Die vorsprachliche Artikulation ist, wie Jacques Hassoun es formuliert, „Trägerin unserer ältesten, stärksten Gefühle“ (2002, S. 35) – körperlicher Berührungen, unartikulierter Laute, Wörter, die das Kind hört, ohne sie zu verstehen, und die der Erwachsene in einer sprachlichen Wendung oder einem Gefühlsumschlag plötzlich wiederfindet. Mit Kristevas Differenzierung zwischen semiotischer und symbolischer Sprache vergleichbar ist die Unterscheidung, die Alfred Lorenzer (1981) zwischen sinnlich-symbolischen und sprachsymbolischen Interaktionsformen trifft. Erstere ordnet er der vorsprachlichen, sensomotorischen Interaktion zwischen Kind und Bezugsperson zu, die sich als Erinnerungsspur in Form einer Geste in den Körper einschreibt und durch Wiederholung eine vorflexive Struktur formt, die dem aktiven Verhalten des Kindes ebenso zugrunde liegt wie seiner passiven Erwartung (Quinseau 2012).

Das Verdienst, auf die herausragende Bedeutung der körperlich-emotionalen Dimension von Sprache aufmerksam gemacht zu haben, kommt bis heute im Wesentlichen psychoanalytischen oder phänomenologisch orientierten philosophischen Zugängen zu. Der Sprachwissenschaft steht eine Auseinandersetzung damit noch weitgehend bevor.⁶

5. Noch einmal zum sprachlichen Repertoire

Am Beispiel eines biographischen Erinnerungstextes, der vom Schulwechsel einer Schülerin von einer Volksschule auf dem Land ins städtische Gymnasium berichtet, haben wir uns in diesem Beitrag dem sprachlichen Repertoire nacheinander aus verschiedenen Perspektiven angenähert: aus einer anthropologischen Warte, die daran interessiert ist, wie wir sprachlich und

⁶ Zu Sprache und Emotion vgl. u. a. Pavlenko 2005; Schwarz-Friesel 2007; Lüdtkke 2011.

sozial miteinander interagieren, aus einer poststrukturalistischen, die daran interessiert ist, wie wir durch historisch-politische Diskurse als sprechende Subjekte konstituiert werden, und aus einer phänomenologischen, die nach den leiblich-emotionalen Voraussetzungen des Sprechens und des Sprach-erlebens fragt. Im sprachlichen Repertoire, so der Befund, verschränkt sich das Sozial-Interaktive mit dem Historisch-Politischen und dem Persönlich-Biographischen. Was Bachtin (2008) mit dem Begriff des Chronotopos herausgearbeitet hat, die Ko-Präsenz unterschiedlicher Räume und Zeiten im Sprechen, kann auf das sprachliche Repertoire übertragen werden: Mit jeder im Hier und Jetzt situierten sprachlichen Handlung positionieren wir uns nicht nur gegenüber unmittelbar Präsentem – also den jeweiligen Interaktionspartner_innen und Interaktionskontexten –, sondern implizit immer auch gegenüber Abwesendem, das im Hintergrund mitleidet oder mit-schwingt und dadurch, gewollt oder ungewollt, mit anwesend ist: relevante Andere, andere Räume und Zeiten, an denen wir uns orientieren. „Die Chronotopoi“, schreibt Bachtin, „können sich aneinander anschließen, miteinander koexistieren, sich miteinander verflochten, einander ablösen, vergleichend oder kontrastiv einander gegenübergestellt sein oder in kom-plizierten Wechselbeziehungen zueinander stehen“ (2008, S. 190). In jedem Fall mischen sie sich in das Hier und Jetzt ein.

Mit der hier entwickelten Mehrdimensionalität des sprachlichen Repertoires entfernt man sich von der Vorstellung, wonach das Repertoire eine Art Werkzeugkiste bildet, aus der man kontext- und situationsadäquat die ‚richtige‘ Sprache, den ‚richtigen‘ Code wählt. Die Wahlmöglichkeit, vor der ein sprechendes Subjekt steht, wird nicht nur durch grammatikalische Regeln und das Wissen um soziale Konventionen begrenzt, sondern es können zum Beispiel bestimmte Sprachen oder Sprechweisen so mit emotionalen oder sprachideologischen Konnotationen besetzt sein, dass sie in bestimmten Momenten nicht oder nur eingeschränkt zur Verfügung stehen. Das Repertoire wird nicht nur durch sprachliche Ressourcen bestimmt, die man hat, sondern manchmal gerade dadurch, was nicht zur Verfügung steht und sich in einer gegebenen Situation als Leerstelle, als Bedrohung oder als Begehren umso mehr bemerkbar macht. Das sprachliche Repertoire kann als heteroglossischer Möglichkeitsraum begriffen werden: Unterschiedliche Sprachen und Sprechweisen treten einmal in den Vordergrund, dann wie-der zurück, sie beobachten einander, halten sich voneinander fern, mischen sich ein oder verschränken sich zu etwas Neuem, aber in der einen oder anderen Form sind sie immer mit da. Weil Sprache, um mit Bachtin zu sprechen, dialogisch ist, weil sie sich auf der Grenze zwischen dem eigenen und dem fremden Wort bewegt (Bachtin 1979, S. 185), spiegelt sich im sprachlichen Repertoire das synchrone Nebeneinander unterschiedlicher sozialer Räume, an denen wir als Sprecher_innen teilhaben, und es verweist

diachron auf unterschiedliche Zeitebenen: nicht nur nach rückwärts, auf die sprachbiographische Vergangenheit, die ihre Spuren und Narben hinterlassen hat, sondern auch antizipierend und projektiv nach vorne – auf das, was bevorsteht, worauf man sich einstellt, was man begehrt.

Literatur

- Bachtin, Michail M. (2008): Chronotopos. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Bachtin, Michail M. (1979): Das Wort im Roman. In: Ders.: Ästhetik des Wortes. Hrsg. von Rainer Gröbel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 154–300.
 Blackledge, Adrian/Creese, Angela (2010): Multilingualism. A Critical Perspective. London: Continuum.
 Blommaert, Jan (2008): Language, Asylum, and the National Order. In: Urban Language & Literacies 50, S. 2–21.
 Bourdieu, Pierre (1990): Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
 Busch, Brigitta (2013): Mehrsprachigkeit. Wien: UTB/Facultas.
 Busch, Brigitta (2012): Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig. Vorlesung zum Antritt der Berta-Karlitz-Professur an der Universität Wien. Klagenfurt/Celovec: Drava.
 Busch, Brigitta (2010): Die Macht präbablyonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 141/40 (160), S. 58–82.
 Busch, Brigitta/Busch, Thomas (Hrsg.) (2008): Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoglu. Klagenfurt/Celovec: Drava.
 Busch, Brigitta/Busch, Thomas (2013): Sprachen der Verletzung. Sprachen als Ressource. Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben. In: Lampe, Astrid/Abilgaard, Peer/Ottomeyer, Klaus (Hrsg.): Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie. Luise Reddemann zum 70. Geburtstag. Stuttgart: Klett Cotta, S. 95–117.
 Butler, Judith (2006): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Demmerling, Christoph/Landweer, Hilge (2007): Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: J. B. Metzler.
 Fuchs, Thomas (2011) Body Memory and the Unconscious. In: Lohmar, Dieter/Brudzinska, Jagna (Hrsg.): Founding Psychoanalysis. Phenomenological Theory of Subjectivity and the Psychoanalytical Experience. Dordrecht et al.: Springer, S. 86–103.
 García, Ofelia (2009): Education, Multilingualism and Translanguaging in the 21st Century. In: Mohanty, Ajit K./Pandey, Minati/Phillipson, Robert/Skurnab-Kangas, Tove (Hrsg.): Multilingual Education for Social Justice: Globalising the Local. New Delhi: Orient Blackswan, S. 140–158.
 Gumperz, John J. (2001): Contextualization and Ideology in Intercultural Communication. In: Di Luzio, Aldo/Günthner, Susanne/Ortelli, Franca (Hrsg.): Culture in Communication. Analyses of Intercultural Situations. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 35–53.
 Gumperz, John J. (1964) Linguistic and Social Interaction in Two Communities. In: American Anthropologist 66 (6/2), S. 137–153.

- Hassoun, Jacques (2003): Schmutzgefäße der Erinnerung. Frankfurt a. M.: Stroemfeld.
- Kogan, Ilany (2005): Nachwort. In: Bründl, Peter/Kogan, Ilany (Hrsg.): *Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Kramsch, Claire (2009): *The Multilingual Subject*. Oxford: Oxford University Press.
- Kristeva, Julia (2002): *From One Identity to an Other*. In: Dies.: *The Portable Kristeva*. Updated Edition. Ed. by Kelly Oliver. New York: Columbia University Press, S. 93-115.
- Kristeva, Julia (1990): *Freunde sind wir uns selbst*. Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp.
- Li, Wei (2011): *Moment Analysis and Translanguaging Space: Discursive Construction of Identities by Multilingual Chinese Youth in Britain*. In: *Journal of Pragmatics* 43, S. 1222-1235.
- Lorenzer, Alfred (1981): *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Lüdke, Ulrike (2011): *Die Vulnerabilität des Logos. Zum Verhältnis von Emotion und Sprache aus interdisziplinärer Sicht*. In: Ebert, Lisanne/Gruber, Carola/Meisnitzer, Benjamin/Rettinger, Sabine (Hrsg.): *Emotionale Grenzgänge – Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 201-229.
- Merleau-Ponty, Maurice (2009): *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Pavlenko, Aneta (2005): *Emotions and Multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pennycook, Alastair (2009): *Linguistic Landscapes and the Transgressive Semiotics of Graffiti*. In: Shohamy, Elena/Gorter, Dirk (Hrsg.): *Linguistic Landscape. Expanding the Scenery*. London: Routledge, S. 302-313.
- Quindeau, Ilka (2012): *An den Grenzen des Sagbaren. Zur sprachlichen Repräsentation traumatischer Erfahrungen*. In: Angelhorn, Emil/Küchenhoff, Joachim (Hrsg.): *Macht und Ohnmacht der Sprache. Weisewist: Velbrück*, S. 214-231.
- Rampton, Ben (1995): *Crossing: Language and Ethnicity among Adolescents*. London: Longman.
- Schmitz, Hermann (1989): *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapie*. Paderborn: Junfermann.
- Schwarz-Friesel, Monika (2007): *Sprache und Emotion*. Tübingen: UTB.
- Todorov, Tzvetan (1984): *Mikhail Bakhtin: The Dialogical Principle*. Manchester: Manchester University Press.

Henrike Terhart

Über Körper sprechen

Qualitative Migrationsforschung mit Texten und Bildern

Sprache und Sprechen kommt in der qualitativen Sozialforschung eine Wirklichkeitskonstituierende Bedeutung zu. Wissenschaftliche ‚Beschreibungen‘, Benennungen oder Aussagen sind dabei nicht von dem jeweiligen sozialen Entstehungskontext und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Normsetzungen zu trennen. Für die empirische Migrationsforschung ergibt sich damit die Herausforderung, Migration und in diesen Zusammenhängen wirksame soziale Ungleichheiten und Differenzen zu thematisieren, ohne die im Migrationsdiskurs häufig verwendeten ethnisierenden und rassifizierenden (sprachlichen) Markierungen zu reproduzieren. Für die damit einhergehenden Fragen, wer, wann und unter welchen Umständen zu einer Gesellschaft dazugehört bzw. bei wem Zugehörigkeit immer wieder in Frage gestellt wird, spielen Körper eine zentrale Rolle. Neben biologischen Vorstellungen über vermeintlich ‚einheimische‘ und ‚fremde‘ Dispositionen (festgemacht beispielsweise an der Hautfarbe), bestehen Annahmen über (körperliche) Handlungsweisen, die als Begründung für ethnische, kulturelle und/oder nationale Zugehörigkeit herangezogen werden.

Auf Grundlage einer Untersuchung zu Körperinszenierungen junger Frauen im Kontext von Migration (vgl. Terhart 2014) möchte ich in diesem Beitrag der Frage nachgehen, auf welche Weise der Bedeutung von Sprache und Sprechen bei der Analyse von biographischen Interviews und fotografischen Selbstporträts Rechnung getragen werden kann. Die Grenze zwischen dem, was von Seiten der/des Forschenden gesagt werden kann, und dem, was nicht gesagt werden sollte, ist dabei immer wieder bewusst zu ziehen. Damit einhergehende Reflexionen der eigenen Rolle im Forschungsprozess sind von zentraler Bedeutung und bilden die Grundlage dafür, die Verantwortung für das eigene Sprechen zu erkennen und zu übernehmen (vgl. auch Terhart 2013).